

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

248 (24.10.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 24. Oktober

des „Volksfreund“

Nummer 248 — 1914

Heldenblut.

Hörst du die Bäche rieseln zur Nacht?
Das ist das Blut, das heimwärts rinnt
von feindlichen Bergen nach stürmischer Schlacht
wo die Helden des Volkes gefallen sind.

Es fließt im Mond von Helm und Stahl,
bis Wächlein sich in Wäldlein schlingt;
Von Prinzen und Bauern, Rekrut, General
das Herzblut wandert zusammen und singt.

Bald sind alle Wurzeln rot im Land;
und heiligen Boden füllt der Fuß.
Die Witwen tragen kein Trauergeband;
und die sich nicht kannten, tauschen den Gruß.

Die Gaben den Gatten; die Gaben das Kind
— ihr Blut freist mit durch Volk und Land...
Es rinnt durch die Adern des Landes und rinnt,
pflückt Haus zu Haus und Wand an Wand...
Leo Sternberg.

Strategie.

Das Schicksal der europäischen Menschheit von heute ist, so scheint es, irgend wie entscheidend verknüpft mit einer umheimlichen Geheimwissenschaft, die man Strategie nennt. Nur eine geringe Anzahl von Führern, welche die oberste Heeresleitung bilden, beherrschen diese verhängnisvolle Lehre; was nicht ausschließt, daß gleichzeitig mit dem allgemeinen Dunkel über das, was diese Strategie ist, sich doch die Menschheit aller Erdteile gegenwärtig in eine wimmelnde Herde von Strategen verwandelt hat, die von keinem anderen Interesse beherrscht werden, als die Bedingungen, Möglichkeiten, Folgen, Genialitäten und Fehler von Schlachten Tag und Nacht ohne Unterlaß zu bereden. Eine gespenstliche Vorstellung, daß diese ungezählten Millionen über Dinge urteilen, in die einzubringen sie niemals auch nur einen ernsthaften Versuch gemacht haben! Und noch grauenerfasser die andere unklare Empfindung, daß von dieser Wissenschaft weniger aller Leben abhängen solle.

Strategie ist die Wissenschaft von der Führung des Krieges, zum Unterschied von der Taktik, unter der man die Wissenschaft von der Führung des einzelnen Gefechtes versteht. Die Vorbereitung des Sieges im Zusammenhang des Krieges liegt in der Hand des Strategen, der Sieg selbst ist das Ergebnis der Taktik; Strategie und Taktik können schließlich so weit trennen, daß gerade bei den den ganzen Krieg entscheidenden Schlachten die oberste Heeresleitung, als die Organisation der Strategie, völlig ausbleibt, und der Taktiker in Gehalt des Truppenkommandos allein die Maßnahmen trifft.

Strategie ist eine Wissenschaft. Also ein System allgemein gültiger Gesetze, Grundzüge, Regeln, die allmählich im Laufe der menschlichen Erfahrung entdeckt, gemeldet, geordnet sind. Also kann man Strategie lernen? Jeder, der diese Wissenschaft beherrscht, wäre demnach ein Kriegsdenkmal und Kriegskünstler? So einfach ist indes die Sache nicht. Strategie ist zugleich Wissenschaft und Anwendung der Wissenschaft; in ihrer Anwendung liegt erst ihre Bedeutung. Alle Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse aber auf das Gebiet menschlicher Dinge ist selbst nicht mehr Wissenschaft, sondern Kunst. Von allen Lehren der Pädagogik am Schürchen hat, ist deshalb noch lange kein Erzieher. Wer sein Parteiprogramm, das eine Summe wissenschaftlicher Einsichten zusammenfaßt, vorwärts und rückwärts — selbst mit Verständnis — herlegen kann, ist nicht im mindesten ein Politiker; die gegenwärtige Erziehung gewinnt in der Politik bisweilen einen argen Einfluß. Auch die medizinische Wissenschaft ist zwar beim Arzt unerlässliche Voraussetzung, aber sie macht noch nicht den Arzt; die Sprache unterscheidet sein und klar zwischen medizinischer Wissenschaft und ärztlicher Kunst. So ist auch die Strategie eine Kunst, die auf Grund bestimmter und innerlich beherrschter wissenschaftlicher Erkenntnisse geübt wird, sie ist letzten Endes Sache der gewöhnlichen Begabung, des Genies des scharfen Urteils und des starken Willens.

Aber gibt es überhaupt auch nur solche allgemein gültigen Grundzüge der Kriegsführung, der Strategie? Die lange leidenschaftliche Kriegsgeschichte bejaht diese Frage durchaus. Nur sind diese Grundzüge nicht ewig, sie wechseln. Ihr Wandel — das ist die erste Erkenntnis der Wissenschaft vom Krieg — hängt einmal ab von der durch die jeweiligen politischen-sozialen Verhältnisse bedingten Wehrverfassung und zweitens von der Waffentechnik.

Die Phalanzen der freien Bürger Alt-Griechenlands — die einberufen wurden in Athen und Berufs-krieger waren in Sparta — mußten in ihren Stadtkriegen anders kämpfen als die Kohorten der Berufsheere des römischen Weltreiches. „Die Hopliten-Phalanx ist die natürliche taktische Form für das kriegerische Bürger-Aufgebot. Was von dem Einzelnen verlangt wird, ist alles sehr einfach und bedarf nur geringer Übung. Der Mann lernt sich in der schweren Rüstung zu bewegen, den Speiß zu führen, Vordermann und Richtung zu halten. Irgend welche künstlicheren Exercitien sind nicht nötig. Das Ganze bildet einen einzigen geschlossenen Körper, der geradlinig marschiert und kurz vor dem Feinde den Anlauf zur Attacke macht.“ (Delbrück, Geschichte des Krieges.)

Ganz deutlich erkennt man den Zusammenhang von Kriegsführung und gesellschaftlicher Verfassung bei den Germanen. So lange sie in Stämmen eng verbundener Gemeinschaften von Gleichen und Freien lebten, war ihre angemessene und natürliche Kampfweise der muthige Keil oder Herkopf, in dem die „Sunthunghast“

unter Führung ihres Sunno voranströmten. Schon als die Germanen unter den Römern sich ansiedelten, als aus dem Sunno, der als Gleicher mit seinen Genossen lebte, ein Großgrundbesitzer wurde, der sich sozial immer mehr sonderte von den gemeinen bäuerlichen Leuten, mußte die in der Einheit der Geschlechter wurzelnden festen Körper von Fußkämpfern zerfallen. An ihre Stelle traten die individuellen Kämpfer, Reiter, mit ihrem gleichfalls berittenen Gefolge. Mit der Ausbildung der Feudalverfassung, der Lebensritterlichkeit im Mittelalter wurde die ritterliche Kriegsführung dann völlig entwickelt. Die Kriege wurden zu einer Art von Turnieren, von Zweikämpfen, die rasch ihr Ende fanden, sobald der eine der Duellanten niedergeworfen war. Es entlehnt die Kunst der Privatkrieger, der Vasallen, und als die Städte und die Fürsten, die über die mehrpflichtigen Hinterlassenen der Großgrundbesitzer nicht verfügten, zur Durchsetzung ihrer Interessen nicht die nötige Anzahl Krieger fanden, ging man, am Ausgang des Mittelalters, zum Werbhehmen über. Es gab fortan Großunternehmer des Krieges, die mit ihren Söldnern jeder Partei, die sie bezahlte, dienten. Da die Söldner Geld kosteten, mußte man mit dem Menschenmaterial sparsam umgehen. Daraus folgte, daß man Katastrophen zu vermeiden suchte, also die Strategie ausweichender Bewegungen pflegte. Da auch die Söldner ein Interesse hatten, daß die Kriege, für die sie gemietet waren, nicht allzu rasch aufhörten — wodurch sie arbeitslos wurden — wurden die Kriege jetzt in unendliche Länge gezogen. Der Festungskrieg, der im 17. Jahrhundert sich entfaltete, war auch nur eine Folge dieser menschensparenden Strategie des knifflig geregelten Entschlupfens im Umherziehen. Noch Friedrich II. von Preußen hat seine Schlachten mit Söldnern (und der militärisch leibeigenen Bauernsoldaten) geschlagen, und noch am Ende des 18. Jahrhunderts spottete Mirabeau, daß die einzige Industrie Preußens der Krieg sei. Da weder die Söldner noch die Leibeigenen durch irgend eine Art von Patriotismus zusammengehalten wurden, da nur die Furcht vor dem stochernden Prokofsen, der hinter ihnen stand, sie zusammenhielt, war die geschlossene Linie die einzig mögliche Gefechtsweise; man durfte niemanden sich selbst überlassen.

Die revolutionäre Wendung der Strategie trat mit der großen französischen Revolution und ihren Kriegen ein. Das Volk selbst trug für seine eigene Sache die Waffen. Damit entwickelte sich die zerstreute Kampfesart. Napoleon bildete die neue Strategie der Volkshere zur Vollendung aus. Sie hat sich seitdem nicht grund-sätzlich geändert. Ihre Wandlungen im Einzelnen sind nur noch durch die Fortschritte der Technik bedingt. Ein Krieg mit Speeren, Bogen, Schwertern, Pferden und Wagen muß natürlich anders geführt werden, als ein Krieg, der Maschinengewehre, schwere Steilgeschütze, weittragende Flinten, Eisenbahnen, Automobile, Luftschiffe und Flieger als Mittel benutzt. Gleichwohl sind die strategischen Grundzüge seit dem größten Lehrmeister des Krieges, seit Napoleon, unverändert geblieben, wenn auch, unter dem Einfluß der heutigen Technik, die moderne Schlacht fast den Anschein einer blutigen Polemik von Kriegspraktikern gewinnt, die — wie alle Gelehrten-schreiben — furchtbar langwierig ist.

Wir wollen in zwangloser Folge einige der wichtigsten Grundzüge der herrschenden Strategie erörtern. Strategische Kenntnisse werden zwar noch niemanden zum Feldherrn machen, aber sie werden eine Klarheit und Sicherheit in der Beurteilung der Kriegsvorgänge ermöglichen. Studium der Kriegsgeschichte und der wissenschaftlichen Strategie wird dann zu einem Verständnis der militärischen Ereignisse führen, wenn man sich zugleich um genaueres Eindringen in die geographischen Verhältnisse des jeweiligen Schauplatzes bemüht. Zu einem unfehlbaren, ja nur zu einem befugten Kritiker der strategischen Leistungen wird man freilich auch dann noch nicht; um so weniger, als die heutige Berichterstattung alle, zum Urteil notwendigen militärischen Einzelheiten über Zahlen, Zeiten, Dertlichkeiten, Bewegungen — im strategischen Interesse — verschweigt. Aber gerade dieser Verzicht auf kritische Annäherung ist schon ein bedeutsamer Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis.

Eine Landschaft in Schwarz.

Der italienische Journalist Luigi Varzini hat seine Kriegserichte im „Corriere della Sera“ mit der Schilderung einer Autofahrt fort, die er mit zwei Kollegen im Bereich der großen Schlacht in Nordfrankreich unternahm und an deren Ende er in — französische Gefangenschaft geriet.

Das Auto brachte uns schnell auf die nach Villers-Cotterets führende Straße; wir gerieten hier mitten in einen großen Wagenverkehr hinein. Den Mund durch den ledernen Maulkorb verschlossen, folgten uns die Kanonen in den dichten Schatten des Waldes. Es gingen zur Schlächt und hatten etwas Grausames, Ruhiges, Unerbittliches. In der Ferne erblickten wir inmitten eines Bewimmels von Menschen auf grünem Untergrund große, weiße Schmettelinge: eine Fliegerstation. Da ist Villers-Cotterets, die Vaterstadt Alexander Dumas, voller Kriegsautomobile, die der große Dichter von seinem Denkmahl herab mit stichlichem Staunen betrachtet. Wo der Wald dichter wird, ein riesiger Haufen von Metallstücken, ein Durcheinander von verrosteten Röhren, von Rädern, von nicht erprobten Schrapnells, die sich in den Boden eingewühlt haben. Die Wäme ringsum sind gerissen, zertrümmert, durch die Explosionen entworfen, und die gewaltige Glut hat das Laub verbrannt und die Stämme und die Äste geschwärzt. Zweihundert Meter weit ist alles schwarz; die Pflanzen, die Erde, die Straße, die Leber-reise von Wagen und Motoren, die Geschosse, die niedergegangen sind, ohne zu trepiieren. Ein eigenartiges Landschaftsbild in Trauer! Als am Horizont sich bläulich schimmernd das die Kaiserne umfäumende Hügelgelände zeigte, erblickten wir am Meierren, ragnerrischen Himmel die ersten weißen Wäldchen, die von Granaten herrührten: die Schlacht. Sie bildeten

sich unaufhörlich und berührten fast die Höhen; wüzig und dicht entzündet sie in einer kleinen Flamme, wurden größer, verteilten sich, verschwand.

Die Straße von Villers-Cotterets, auf der wir fuhrten, führt über die Höhen südwestlich von der Stadt und nähert sich dem Fluße. Die auf der Straße und ringsum auf den Feldern von den Granaten geöffneten großen Löcher und die Entlaubung der Bäume schrieen wir dem bereits beendeten Kampfe zu. Als wir aber näher hinschaute, sahen wir, daß die schwarzen Löcher mit ihrer Kraterform ganz neu waren und daß das gefallene Laub frisch war. Die feuchte Erde der Felder schien an manchen Stellen von dem gewaltigen planlosen Schlägen einer zyklonischen Gade bearbeitet zu sein und es lag da nicht mehr Laub aus den Wipfeln alter Eichen, sondern es lagen ganze Äste, ganze Baumstümpfe. Der Weg verschwand vollständig unter einem Wirrwarr von Grün. Zerrißene Pflanzen lagen, wie vom Blitz getroffen, vornübergekniet, wie wenn sie hinfielen und sterben wollten. Der Geulion einer Granate ging hoch über uns hinweg und etwa hundert Meter rechts von uns erschlug sich, nach einem Getöse und Getnatter, in einem Wäldchen eine dunkle dicke Rauchwolke, die sich an die Pflanzen klammerte und dort, sich drehend und windend, lange hängen blieb. Ein zweites Geschöß fiel in größerer Entfernung; dann ein drittes hinter uns.

Und da bekam das Automobil wirklich Furcht. Ein Automobil, das Furcht hat, ist aber außerordentlich Dinge fähig; es erhöht seine Kraft um eine unerschöpfliche Zahl von Pferde-stärken und erreicht die Geschwindigkeit eines Aeroplans. Die absteigende Straße hinunter sauste unser Wagen mit der Geschwindigkeit einer abgefeuerten Kugel. Er jagte über Laub und von Geschossen heruntergerissene Äste und hüpfte und sprang und schien wie galoppierende Pferdebeine mit den Rädern immer einen halben Meter vom Boden entfernt zu sein. So gelangten wir in die Ebene, außerhalb des Gesichtskreises der feindlichen Stellungen. Sie und da schlug noch eine große Granate ein, aber weit von uns; und dann trat Ruhe ein. Das Schießen verzog sich nach Oulch zu.

Kaum daß wir unsere phantastische Fahrt beendet hatten, stiegen wir auf Truppen. Am Straßenrand, an Mauern einer Reihe verlassener Häuschen lehrend, warteten ein paar Abteilungen Infanterie, die bald ins Gefecht eingreifen sollten. Die unbeweglichen, schweigsamen Soldaten hatten das vertraute, stumpfe Aussehen aller Truppen, die darauf warten, in Tätigkeit zu treten, die bereits ein klein wenig in Gefahr, aber noch nicht im Kampfe sind. In einer Schlacht sind die qualvollsten Stunden die Stunden des Wartens, weil sie zum Denken anregen. Später denkt man nicht mehr.

Ein Offizier forderte uns durch ein Zeichen auf, zu halten. Wir zeigten ihm unsere Passierscheine.

„Schön!“ sagte er, nachdem er einen Blick darauf gemorfen hatte. „Aber Sie sind toll! ... Gehen Sie zu Fuß, reiten Sie, radeln Sie, aber fahren Sie nicht im Auto. Wenn die Krutchen ein Auto sehen, glauben sie, daß jemand vom Generalfstab darin sitzt und klingen an zu schießen. Ein Auto wird immer durch einen Granatschuß geerdet. Nach Reims wollen Sie gehen? Aber die Straße dahin steht ja ganz unter feindlichem Feuer! Sie kommen nicht zehn Kilometer weit, ohne Gefahr zu laufen, zu drei zerschossen zu werden! Wollen Sie einen guten Rat? Wiegen Sie hier links ab und fahren Sie über Le Messier und La Fere. Vor allem aber fahren Sie nicht wieder zurück. ... Auf Wiedersehen! Und viel Glück! Ob wir viele Verluste gehabt haben? Will ich meinen: von meiner Kompanie ist nur noch die Hälfte da.“

Wir fuhrten durch das Dorf Laubuin. Es regnete. Im niedrigen, bleiernen Himmel erriechen eine „Lauhe“. Vor uns schritt ein Leichenzug über die schlammige Straße, von dem Priester in den heiligen Gewändern. Eine Anzahl Offiziere folgte dem Sarge eines von Draognern zur letzten Ruhestätte getragenen Kameraden. Wir blieben stehen. Der Leichenzug trat in einen Park, dessen altes Portal, von einer Granate getroffen, zusammengebrochen war. Unter den großen Bäumen machte der traurige Zug halt. Vor der niedergelegten Bahre sprach der Priester die Totengebete. Hinter dem Dorfe im Gehölz plakten inzwischen die deutschen Granaten und die Erde erzitterte bei jedem Schuß. Aber die Trauerfeier wurde nicht unterbrochen.

Bei der Weiterfahrt stiegen die Journalisten auf französische und englische Truppen, auf große Proviantkolonnen; in einem Dorfe hielt man sie an. Ein Kavallerieoffizier verlangte ihre Papiere. Der Offizier steckte sie ein; dann brachte man sie — ins Gefängnis, wo sie auf einer hölzernen Bank über den abenteuerlichen Tag nachdenken konnten. Bald darauf kam ein Hauptmann, befragte die Gefangenen (es waren schon andere da) und erklärte ihnen kurz und deutlich: „Meine Herren, betrachten Sie sich als gefangen.“

Aus feldpostbriefen.

„Ein Teufelskerl.“

Von dem Ritt einer Schwadron reisender Jäger berichtet ein Dessauer Parteigenosse an sein Parteiblatt unter dem 17. August:

„In einem Tage hatte unsere Schwadron ein sehr heftiges Schrapnell- und Granatfeuer auszuhalten, was uns aber Gott sei Dank nur einige Verwundete und etliche Pferde gekostet hat. Eben wieder „Schwein gehabt“. Ich selber bin wieder mit heiler Haut davongekommen. „Ankraut verdirbt nicht“ oder „Gute Ware hält sich“. Na, der Krieg ist ja noch nicht zu Ende, aber hoffentlich komme ich heil und gesund wieder nach Hause.“

Nun kann ich Euch auch die freundige Mitteilung machen, daß ich dieser Tage als einziger Gemeiner unserer Schwadron das Eiserne Kreuz erhalten habe. Es haben sechs Mann der dritten Feldschwadron es erhalten und zwar der Rittmeister, der Stabsbetrieuer, der Wachmeister, Bewachmeister Dose und ein Einjährig-Freiwilliger-Unteroffizier. Ihr könnt Euch wohl denken, daß ich das Ding mit Stolz auf der Brust trage, denn es ist ja die höchste Auszeichnung, die ich erhalten konnte. Deshalb ich es bekommen habe, ich weiß nicht, ob ich Euch damals mit geschrieben habe, daß ich unserem besten Leutnant in der ersten Attacke das Leben gerettet habe, da er gerade einen Säbelstich über das Gesicht bekommen sollte und ich im rechten Augenblick dem französischen Offizier mit der Lanze einen sanften Rippenstoß versetzte, daß er verzagte, Atem zu holen. Es ist dies vom Rittmeister selbst gesehen, wofür er mir nachher noch persönlich die Hand reichte und seinen Dank aussprach. Dann hatte ich das Glück, unseren Schneider vor einem Kopfschlag zu bewahren, welches von einem Sergeanten gemeißelt ist. Ich selber habe nur ein Loch ins rechte Hüftbein bekommen, welches ja bekanntlich nicht schmerzt. Nun, liebe Eltern, wollen wir hoffen, daß ich dieses Ehrengelände und mich selber heil und gesund mit nach Hause bringe. ... Wir wollen gerne die Straßenszenen vergessen, wenn wir nur festrecht zurückkehren.“

Zwischen zwei Feuern.

Lazarett Halle, 30. September 1914.

Schönen Dank für die Tabakspfeife. Die hätte ich im Felde haben sollen! Da hat sie mir manchmal gefehlt.

Unser erstes Gefecht hatten wir bei St. Vincent. Das Dorf liegt noch in Belgien. Als wir durchmarschierten, belagerten wir aus den Häusern ein Feuer, das wir nicht wußten, wohin. Wir legten uns alle auf die Erde und beobachteten die Häuser, aus denen geschossen wurde. Dann gaben wir Feuer und durchsuchten gruppenweise die Häuser. Es dauerte auch nicht lange, da brachten sie Männer, Frauen und junge Bengels, die auf uns geschossen hatten. Sie wurden auf der Stelle erschossen.

Als wir weiter vorgingen, bemerkten wir, daß der Wald von französischer Infanterie wimmelte. Da begann erst das richtige Gefecht. Unser Bataillon war Reserve und blieb deshalb vor dem Walde liegen. Aber die Angeln piffen aus dem Wald über unsere Köpfe, deshalb sollte ein Halbzug von unserer Kompanie den Wald abfuchen. Der Sergeant, der uns führte, ließ dann noch einen anderen Wald durchstreifen, und wir blieben deshalb ziemlich lange aus. Als wir zurückkamen, war unser Bataillon schon fort. Wir fragten, wurden aber falsch berichtet, mußten wieder zurück und fanden unser Bataillon nicht mehr. Deshalb find wir allein umhergeirrt und schließlich in das größte Feuer geraten.

Die französische Infanterie schießt ja nicht gut, aber die Artillerie ist auf der Höhe. Es dauerte nicht lange, da hatten sie uns entsetzt und wir bekamen ein wildes Feuer. Wir hatten ans dem 2. Bataillon der . . . angeschlossen und halfen ihm die Nacht über Verhängerungen bauen. Gegen Morgen mußten wir dann heraus und uns wieder an einer anderen Stelle verbergen. An Schlafen war an diesem Tage natürlich nicht zu denken.

Am anderen Morgen suchten wir unsere Kompanie wieder und fanden sie glücklicherweise auch. Wir hatten schon ziemlichen Hunger, denn die Feldküche ist doch beim Bataillon. Der Morgen war sehr neblig und kühl, und wir hatten uns die Mäntel angezogen, und das wurde unser Verderben. Unser Bataillon war mit in der ersten Linie und wir trieben den Feind in schwerer Arbeit von einem hohen bewaldeten Berg, auf dem er sich eingegraben hatte. Dann zogen wir weiter nach rechts und als wir an den Waldrand kamen, sah unser Leutnant einige Gruppen im Haferfeld. Wir wußten lange nicht, ob es Franzosen oder unsere Leute waren, aber schließlich erkannten wir sie und feuerten und verfolgten sie ein ganzes Stück. Blüchlich bekamen wir mörderisches Feuer von den Franzosen, von denen es im Walde wimmelte, und unsere eigenen Leute hielten uns wegen der Mäntel auch für Franzosen. Wir legten uns dann ganz platt auf die Erde, und die Angeln sausten von beiden Seiten über uns fort. Schließlich trocknen wir bis an eine Wasserfurche in dem Haferfeld, nicht weit von unserer Stellung am Walde und hatten dort einige Deckung. Da unsere Leute uns nicht hörten, zogen wir unsere Zwiebelsbeutel raus und winkten, und da erkannten sie uns endlich. Nun sagte ich zu meinem Kameraden, daß wir zu ihnen zurückzuziehen wollten. Aber er antwortete nicht mehr — er hatte einen Schuß durch das Ohr bekommen und war auf der Stelle tot. Währenddem hatten sich unsere Leute vor der feindlichen Übermacht zurückgezogen, ich war ganz allein und die Franzosen kamen über das Haferfeld gelaufen. Nun dachte ich, es sei schon alles egal, legte mich neben meinen toten Kameraden und lag ganz still, als ob ich auch tot wäre. Das war eine böse halbe Stunde. Die Franzosen kamen an mir vorbei, knieten nieder und schossen, ein französisches Maschinengewehr ließ seine Mästel hören und von dem Berge her schoß auch noch Artillerie dazwischen. Ein Franzose stellte sich dicht neben meine Leiche, und ich dachte, er werde mir gleich ein Stück kaltes Eisen in die Rippen bohren. Aber die Franzosen mochten siegesfreudig sein, daß sie mich nicht beachteten oder hielten mich wirklich für tot, kurz, es geschah mir nichts.

So habe ich still dagelegen bis zum Abend. Dann hörte ich von neuem schießen und erkannte an dem Ton genau unsere Wüchsen. Eine Division war uns zu Hilfe gekommen, hatte die Franzosen zurückgetrieben und nahezu vernichtet. Sobald das Feuer aufhörte, bin ich nach dem Walde gelaufen und traf dort einen Unteroffizier von meiner Kompanie, dem ich mich anschloß. An diesem Tage bin ich heil davongekommen, meinen Armfuß bekam ich erst später.

Sufarenpatrouille.

Bingen a. Rh., 6. Oktober 1914.

Endlich bin ich wieder richtig kopfklar und kann nun Dir, liebes Liesel, erzählen, wie ich verwundet wurde. Nachdem ich schon bis zum 16. September 12 Gefechte mitgemacht hatte, kamen wir wieder bei . . . in Feuerstellung. Es war abends gegen 9 Uhr, als wir den Auftrag bekamen, auf der rechten Flanke die Stellung der feindlichen Infanterie auszufundamentieren. Es war stockdunkel, die Granaten bogelten und die Angeln piffen ringsumher, aber unsere braven Pferde gingen so sicher wie am Tage. Wir kamen bald nach rechts aus dem Gefechtsbereich heraus und waren nach halbständigem Ritt auf einer kleinen Anhöhe. Hier bot sich uns ein äußerst interessantes Schauspiel, weil wir unsere und die feindlichen Stellungen übersehen konnten. Im Schlachtgetümmel selbst merkt man es gar nicht so, sondern wird vielmehr richtig abgestumpft. Jetzt aber in rabenschwarzer Nacht, kein Sternlein am Himmel, sahen wir die Geschosse hüben und drüben einschlagen, die Granaten und Schrapnells mit donnerähnlichem Krachen in Atome zerplatzen. Unheimlich wie Gesterhauch wehte uns das Bild der Schlacht an. Ein paar Augenblicke hing jeder seinen eigenen Gedanken nach.

Doch die Pflicht ruft. Wir mußten weiter, hatten wir doch eine große und schwierige Aufgabe. Wir waren noch unser Leutnant und fünf Sufaren — schon manchen tapferen Kameraden hatten wir in die Erde legen müssen. Ehre ihrem Andenken!

Wir mußten durch eine kleine Schlucht, und jeder nahm seine Waffe zur Hand, um sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, denn hier lauert der Tod an allen Ecken und noch dazu in der Nacht. Wir kamen glücklich durch die Schlucht und ritten nun, vorichtig nach allen Seiten ausschauend, einem nahen Walde zu. Wir warteten unseren Leutnant, aber er meinte, wir mußten durch und ritt als erster in den Wald hinein. Wir waren auf dem ganz weichen Boden noch keine 10 Minuten vorwärts gekommen, da häumte sich mein Pferd plötzlich zerknirschend in die Höhe und stand still auf zwei Beinen. Dann schauerte es fortwährend, je weiter wir den abschüssigen Weg herunterritten. Wir sollten bald erfahren, was es bedeutete. Es knallte plötzlich hinter uns ein Schuß, dann ein zweiter und ein dritter. Zugleich bekamen wir furchtbares Gewehrfeuer von vorn. Wir suchten sofort zur Seite auszubringen, aber es war nicht möglich. Zwei Mann von uns wälzten sich schon am Boden. Ueberall, wohin wir uns wandten, wurden wir mit einem Feuerregen überschüttet. Mein Pferd bekam augenblicklich einen Schuß hinter das Ohr. Mein liebes Roß schlug zurück, schlug mich mit aller Gewalt vor die Stirn, häumte sich hoch auf und überstülpte sich mit mir. Dann verlor ich die Besinnung. Sechs Stunden habe ich bewußungslos unter meinem Roß gelegen. Dann wurde ich von unseren Sanitätern hervorgezogen und auf die Verwundetenstation gebracht. In-

tere Infanterie hatte das Schießen gehört und war uns im Laufschritt zu Hilfe gekommen. An mir waren sie vorbeigelaufen, denn ich lag an einer ganz dunklen Stelle. Erst die Sanitäter fanden mich dann, obwohl ich durch das Tier fast völlig verdeckt war. Es hatte mich in den Todeszudungen an das rechte Bein geschlagen, doch habe ich davon nichts gemerkt. Mein Arabier lag direkt unter meinem Rücken, und es ist fast ein Wunder, daß ich dem Tode entgangen bin. Der Leutnant und die vier anderen sind tot. Bei mir konstatierte der Arzt Fleischwunden an Ober- und Unterschenkel, Schenkelzerrung, Rippenquetschung und eine leichte Gehirnerschütterung. In den ersten Tagen konnte ich keinen klaren Gedanken fassen, aber jetzt geht es wieder besser, nur Kopfschmerzen und Brustschmerzen quälten mich noch und ich kann fast gar nicht laufen. Aber das Fieber hat ziemlich nachgelassen und ich hoffe bestimmt, in dieser herrlichen Gegend wieder völlig gesund zu werden. Wenn ich nur einmal ein Lebenszeichen von Euch erhalten könnte.

In der Festung Longwy.

... Infolge unseres heißen Gefechtes und der erheblichen Verluste, die unser Bataillon am 26. August erlitten hat, sind wir zur Besetzung der eroberten Festung Longwy kommandiert worden. Hier muß in Friedenszeiten ein reges Leben herrschen. Große mächtige Dämmenwerke ringsum und zahlreiche Arbeiterkolonien legen Zeugnis davon ab. Der reiche Schmutz und die gute Kleidung der Frauen zeigt, daß hier auch die Arbeiter nicht schlecht bezahlt werden können. Wir liegen in einer Schule, die sehr reich mit Lehrmitteln ausgestattet ist und einen durchaus günstigen Eindruck macht.

Mit dem Krieg hat hier freilich Armut und Hunger seinen Einzug gehalten. Die Höhe der Kompanie, die auf einen freien Platz vor der Schule ihres Amtes walteten, sind Tag für Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend von hungrigen Kindern, Frauen und Männern umringt. Uns tut es in der Seele weh, daß wir die Hungrigen ab und zu von den Kochtöpfen der Kompanie zurückweisen müssen. Aber sie erhalten alles, sobald die Kompanie ihren Bedarf gedeckt hat, und mancher Kamerad steckt ihnen Brot und übergebliebene Speisen zu und denkt dabei an die Seinen daheim. Dabei wird der Hunger der armen Bevölkerung seinen Höhepunkt erst erreichen, wenn die Feldfrüchte sämtlich abgeerntet sind. Kohle und Petroleum sind jetzt schon außerordentlich knapp und hoch im Preise. Die Familien der Kriegsteilnehmer erhalten hier keinerlei Unterstützung in Geld, sondern nur Lebensmittel. Eine Frau, die Zugamburgerin ist, erzählte mir, daß sie vom Bürgermeisteramt für sich und vier schulpflichtige Kinder wöchentlich fünf Kilogramm Brot und zwei Kilogramm Fleisch erhält, sonst nichts. Ihr in Deutschland werdet auch manch schwere Stunde durch Arbeitslosigkeit und sonstige Not haben, aber das Elend der armen Bevölkerung hier ist gar nicht damit zu vergleichen. Hoffen wir, daß der Krieg recht bald zugunsten Deutschlands entschieden ist.

Der friedliche Sieg des Landsturmmannes.

Aus Feldpostbriefen von Bremen geben die „Bremser Nachrichten“ die nachstehenden Proben: Landsturmmann Wilhelm Heinrich, Fleetstraße 30, schreibt eine mit Unterschriften von Franzosen bedeckte Ansichtskarte an seine Frau. Sie lautet:

Liebe Frau!

Unterschriften von Franzosen, die ich gefangen nahm.

Dein Wilhelm.

- Oscar Billete, Sous-Offizier.
- Raul Corroir, Brigadier.
- Legand Edmond, Brigadier.
- Lavigne Leon, Canonier.
- Reinh. Arthur, Brigadier.
- Ravigne, Leon, Canonier.
- Jules Delourdet.
- Albert Lebreton, Canonier.
- Vasquelle Omer, Jardiner.
- Penault, Augustin.
- Frederic Deller, Sous-Offizier.

In einem gleichzeitig angekommenen Briefe schreibt der Landsturmmann: Liebe Lena! Ich habe wieder was ausgegeben und bin Sergeant geworden. Bin auf Unteroffiziersposten mit sechs Mann jede zweite Nacht. Da habe ich in der Nacht vom 7. auf den 8. d. Mts. zwölf Franzosen gefangen genommen. Das sind die ersten Gefangenen, die unser Landsturmbataillon gemacht hat. Wir lagen an der Landstraße platt auf der Erde und spähten aus nach dem Feinde, bis gegen 3 Uhr nachts eine Kolonne auf der Chaussee ankam. Rasch entschlossen, wie ich bin, ging ich den Franzosen entgegen und rief ihnen auf französisch entgegen, sie sollten die Waffen weglegen und die Hände hochhalten. Durch unser entschlossenes Vorgehen gaben sie sich gefangen, ohne einen Schuß zu wechseln. Vier Mann brachten sie mit schußbereitem Gewehr zur Feldwache. Ich sammelte mit den beiden anderen Leuten die Waffen, die von der Feldwache abgeholt wurden. Nach der Abführung hat mich der Mittelführer in die Arme geschlossen und mir 20 Mk. gegeben. Die werde ich mit meinen Leuten eifrig teilen.

Sandsturmmanns Abschied.

Wie mir den letzten Kuss!
Was wir einander waren,
Wir haben's recht erfahren,
Weil ich nun scheiden muß.

Doch, Mutter, wenn ich geh',
Sollst du nicht drum verzagen,
Sollst es wie andre tragen,
Dein Weinen tut mir weh.

So denke du daran:
Müht' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan.

Ludwig Thoma (im „Eimplizissimus“).

Kleine Nachrichten.

„So san die Kreußen!“ Dieser halb verwundene, halb spöttisch gemeinte Ausruf war in der Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege, bis in die achtziger Jahre hinein geflügeltes Wort im Vaterland, und das soll auf einen tragikomischen Vorfall im Krieg selbst zurückzuführen gewesen sein. Bei den Gefechten um Orleans entspann sich um den Rest des von den Franzosen gut verdingten Ordes Ordes ein wilder Kampf. In der Richtung von Chevilly stürmten Truppen der vierten bayerischen Brigade, Anfs von ihnen rühten Teile des preussischen Regiments vor und wurden von den Franzosen blutig empfangen. Ein preussischer Infanterist erhielt einen Schuß in das Bein und blieb, da die Seinen todesmutig vorgehen, bestig blutend an gefährdeter Stelle liegen. Nicht weit von ihm verband sich ein Bayer einen letzten Streifschuß, indem

er willkommene Deckung hinter einem Baum fand. „Ach, Herr der Bayer, trag mich doch aus der Feuerlinie,“ rief ihm der Preuze zu. Willfährig lud sich der Bayer den Bruder Preußen auf den Rücken und trug ihn sogar bis zum Verbandplatz. In dem Lärm des Gefechtes war er aber dessen gar nicht gewarnt worden, daß während dieser kameradschaftlichen Beförderung eine Kugel dem armen Kreußen durch den Kopf fuhr und ihn rasch und schmerzlos getötet hatte. Am Verbandplatz angekommen, lud der Bayer seine Last sanft ab und meldete sodann dem Stabsarzt, daß er einen verwundeten „Preuß“ mit einem Schuß ins Bein abgeliefert habe. „Ja, was wollens denn,“ sagte der Stabsarzt, „der Mann ist ja längst tot, er hat ja einen Schuß quer durchs Gehirn!“ Erhaunt betrachtet jetzt erst der Bayer seinen preussischen Kameraden und sprach dann die gestügelten Worte: „Na ja, so san die Kreußen! Immer habens das große Maul! Sagt mir der Preuz, er hält bloß einen Schuß ins Bein, und dertweil is er schon lange tot!“

Ein Italiener über deutsche Kriegskameradschaft. Die italienischen Kriegsbereiter, die auf ihren Fächern durch das nördliche Frankreich in die deutschen Linien gerieten und gefangen genommen wurden, schildern jetzt in spaltenlangen Briefen die Wechselstille ihrer Gefangenschaft, die schließlich in Baden ein Ende nahm. Bemerkenswert ist die Tatsache, so schreibt die „Frankf. Ztg.“, daß die Italiener, die bisher in ihren Briefen Briefen durchaus unter dem französischen Einfluß standen, bei dieser ersten näheren Berührung mit den deutschen Soldaten ganz offensichtlich ihr Urteil ändern und unseren Tapferen im Felde mehr Beachtung widerschicken lassen. Das ist um so mehr anzuerkennen, als sie persönlich recht unangenehme Erfahrungen machen mußten und die Fahrt im Eisenbahnwagen nach Baden, die sie inmitten von Turkos zurückzuliegen hatten, ihnen als einer der schlimmsten Augenblicke ihres Lebens erscheint. Carlo Scarfoglio erzählt in der „Stampa“, wie er im Gespräch mit deutschen Offizieren und in seinen Erfahrungen im deutschen Lager durchaus nicht die bei den Franzosen herrschende Meinung bestätigt gefunden habe, daß sich bei den deutschen Truppen Anzeichen der Demoralisation bemerkbar machten; sie glaubten vielmehr am Vorabend eines großen Sieges zu sein und wären entschlossen, den Krieg bis aufs äußerste zu führen. Die deutschen Soldaten schildert Scarfoglio folgendermaßen: „Diese Soldaten sind brave Leute. Das Leben, das sie führen, ist von einer kindlichen Einfachheit. Um einen großen Tisch sitzend, unter dem Licht von Lampen scherzen und lachen die Leute mit dem blonden Bart und den biedrigen Gesichtern, die an die Winger erinnern, von denen sie abstammen. Sie rauchen große Pfeifen oder Zigaretten und Zigaretten, die sie unaufrichtig als Geschenk erhalten. Wir sehen gerade viele davon mit der Abendpost ankommen. Der Offizier, der sie verteilt, steht mit lauter Stimme einen Namen, und der aufgeregte Soldat antwortet mit einem Scherz, der den ganzen Saal in Heiterkeit versetzt. Im allgemeinen muß ich sagen, daß ich nichts von der völligen Trennung zwischen Offizier und Soldaten bemerkt habe, von der man in Frankreich spricht; im Gegenteil herrscht eine schöne Vertraulichkeit zwischen dem deutschen Soldaten und seinem Offizier. Die Aufrechterhaltung der Disziplin ist streng, aber die Disziplin ist wenigstens in Kriegszeiten viel biederamer, als man im Ausland glaubt. Das ist der Grund, weshalb die französischen Rekruten unruhig haben, wenn sie von den von ihnen gefangenen deutschen Soldaten und von Regimentern, die mit Schlägen zum Feuer geführt wurden, sprechen. Ich habe nicht eine einzige Brutalität gesehen, nicht einmal in Fällen, in denen ein tüchtiger Soldat, freundschaftlich gegeben, müßig gewesen wäre, wie z. B. bei einem betrunkenen Soldaten, der sich von seinem Gefährt stürzen ließ, anstatt es zu lenken, und der Offizier, der ihn ausstümpfte, getränkt zu umarmen versuchte. Ich habe auch niemals irgendeine Mißhandlung gesehen außer in den Fällen, in denen die Soldaten Wein in den Säufern finden. Allerdings zeigen sie einen heiligen Schrecken vor dem Wasser und die einzigen Getränke, die sie nehmen, sind Wein und Kaffee. Von Zeit zu Zeit kommt ein Offizier in den Saal, der Nachrichten vom Generalstab vorliest, die immer große Freude hervorrufen.“

Die Statistik der deutschen Kriegsliteratur. Im „Buchhändler-Vereinblatt“ finden wir eine Statistik der deutschen Kriegsliteratur in den ersten beiden Kriegsmontaten. Sie umfaßt 478 Uebersetzungen und Neuauflagen, eine Zahl, aus der zu ersehen ist, daß sich der deutsche Buchhandel durch den Krieg in seinem Unternehmungsgestirne keineswegs hat lähmen lassen. In der Spitze steht die Gruppe „Arten der Kriegsschauplätze“ mit nicht weniger als 118 Nummern. Dann folgt die Theologie mit 112 Ercheinungen; darunter sind nicht weniger als 62 durch den Krieg hervorgerufene Einzelpublikationen von meist nur lokaler Bedeutung. Von Kriegsgeschichten und Kriegschonritten in Lieferungen sind bisher nicht weniger als 27 in Angriff genommen worden und zwar ist die Fut der Veröffentlichungen dieser Art noch im Steigen. Kriegs- und Soldatenliederbücher sind 28 erschienen.

Die Zeitung im Felde. In dem französischen Städtchen Vouziers an der Mosne, in dem eine große Verpflegungslagerstation aufgeschlagen worden ist, haben sächsische Landsturmmänner in den verlassenen Räumen des Lokalblattes „L'Impartial de Vouziers“ eine Zeitung für sich und ihre Kameraden herausgegeben. Sie heißt: „Der Landsturmmann“, nennt sich das einzig deutsche Militärwochenblatt auf Frankreichs Fluß und wird von den Verlegern, vier Leipziguern, die sich zu einer G. u. B. S. zusammengeschlossen haben, mit anerkenntwürdigem Geschick redigiert.

An die Inhaber des Eisernen Kreuzes. Der Generalleutnant v. D. Preßler v. Dindlage-Campe (Berlin-Gallense, Westfälische Straße 61) bittet die Inhaber des Eisernen Kreuzes 1914, ihm ihre Namen und Adressen mitzuteilen. Er beabsichtigt, wie er mitteilt, den Feldern aus dem jetzt tobenden Weltkriege ein Ehrenmal zu errichten, wie er es in seinem Werke: „Wie wir unser Eisen Kreuz erwarben“ für die Inhaber des Eisernen Kreuzes aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 getan hat. Auch in diesem neuen Werke sollen die mit dem Eisernen Kreuze Ausgezeichneten in Selbstschilderungen die Tat, die ihnen dieses Ehrenkreuz brachte, in kurzen Texten darstellen.

Den Drückbergern widmete dieser Tage der „Berliner Lokalanzeiger“ das folgende Gedicht:

Ein Patriot am Stammtisch saß,

Trank Feindesblut wie Feiner.

Franzosen täglich vier er aß,

Kand Briten noch gemainer.

Doch als es hieß: „Nun Freundchen gib,

Zu lindern Not und Sorgen!“

Schlich er von dannen wie ein Dieb —

Sein Geld hielt er verborgen. . .

Das Maul weit auf, den Beutel nicht,

Den Daumen auf dem Taler — —

Wir tuen still, was unsre Pflicht,

Geh in dich, ecker Prahler.

Dreißigenden

Werbt fortwährend neue Abonnenten!